

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

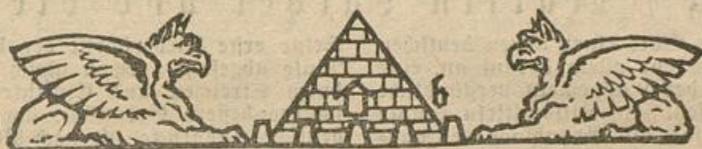
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1929

6.10.1929 (No. 40)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

18. Jahrg. No 40



6. Okt. 1929

Rudolf Belten / Ländlicher Lebens-Rhythmus und Kultur

Man hat sich daran gewöhnt, ländliche Kultur als Abglanz der städtischen zu betrachten. Denn nur in der größeren Stadt ist eine Anhäufung vorzüglicher Kräfte möglich, aus deren Wettbewerb dann Höchstleistungen auf allen Gebieten hervorgehen. Ländliche Gegenden besitzen — so könnte man von diesem Standpunkt aus sagen — nur insofern Kultur, als sie zu diesen Höchstleistungen Beziehungen herzustellen vermögen, sei es durch eine günstige Verkehrslage, sei es durch Verbreitung großstädtischer Zeitschriften, durch Rundfunk oder gelegentliche Landvortrags-Reisen bedeutender Redner (Volks-Hochschulkurse).

Demgegenüber mag darauf hingewiesen werden, daß die Richtung, in der sich die Leistungs-Steigerung im Rahmen der Großstädte vollzieht, nicht auf allen Gebieten erfreulich und segensreich ist. Gewiß, solange es sich um Gebiete handelt, auf denen sich der Leistungsgrad rein zahlenmäßig festhalten läßt, mag dieses Jagen nach Rekordleistungen als durchaus sinnvoll gelten. Vor allem beim Sport. Wer die gleiche Strecke rascher zurücklegt als ein anderer, wer ein größeres Gewicht zu heben vermag, wer eine Kugel weiter schießt usw., beweist damit einwandfrei seine besseren Qualitäten. Daß dabei nicht nur die Kraft der Muskeln und inneren Organe eine Rolle spielt, sondern auch geistige und ethische Werte, soll keineswegs gelugnet werden. Aber das Ergebnis all dieser Voraussetzungen ist jedenfalls eindeutig und rational meßbar.

Unsere amerikanisch eingestellte Zeit hat nun aber die Leistung, die dem Sport angepaßten Messungs-Methoden auch auf Leistungen zu übertragen, bei denen neben dem klar feststellbaren Geschicklichkeitsgrad noch die persönliche Eigenart zur äußeren Darstellung kommt. Der Amerikaner ging hierin bis zur Karikatur, wenn er z. B. eine Rekordzeit für ununterbrochenes Tanzen oder Klavierspielen aufstellte. Auch Schönheitskonkurrenzen sind in diesem Sinne zu beurteilen. Wohl kann man die Körperproportionen auf eine rechnerische Formel bringen; aber jeder Körper ist doch zugleich auch Sinnbild und Ausdruck der Seele, die dahinter steckt, der persönlichen Seele oder der Rassen-Seele. Man kann sich ganz verschiedenartige Schönheiten denken, ohne doch absolute Werturteile fällen zu können, weil jeder dieser Körper eine Masse oder einen Lebensstyp in seiner Weise vollbütig zur Entfaltung bringt.

Was der Amerikaner in seinem Rekordspieglein mitunter bis zur Lächerlichkeit übertreibt, ist die instinktive Neigung des Großstädters überhaupt. Die Würdigung des Persönlichen, Irrationalen erfordert ruhiges Einfühlen und besinnliches Verweilen. Wie aber paßt dies zum Tempo der modernen Großstadt? Man will mit einer Sache rasch fertig werden, weil schon die nächste auf einen wartet. Man muß rasch wissen, ob man eine Darstellung verächtlich abtun oder als Sensation feiern soll. Man braucht also einen Maßstab, den man rasch anlegen kann. Wie der Fußball-Klub A gegen den Fußball-Klub B im Verhältnis 4:3 spielt, so spielt z. B. der Violin-Virtuose C gegenüber seinem Kollegen D im Verhältnis 4:5. Also ist es sinnlos, der Leistung des C noch länger seine kostbare Zeit zu opfern. Der Künstler C wird natürlich bestrebt sein (das verlangt sein Existenzkampf und sein Ehrgeiz), seinem Spiel jene Merkmale aufzupropfen, die ihm eine höhere Punktwertung einbringt. Seine Kunst wird gefälscht, sie ist nicht mehr organischer Ausdruck seines Ichs. Dies aber bedeutet den Tod künstlerischer Kultur.

Damit soll nun nicht behauptet werden, daß die ländliche Bevölkerung sich von äußeren Sensationen und Rekordleistungen weniger blenden lasse. Im Gegenteil, soweit es sich um seelisch primitivere Schichten handelt, die kein geistiges Eigenleben und Urteilsvermögen aufzuweisen haben, unterliegen sie noch weit mehr der äußeren Aufmachung und dem Klitsch. Haben doch zu allen Zeiten die Großstädte ihren gewaltigen Bevölkerungszuwachs gerade jenen ländlichen Kreisen zu verdanken, die, angelockt von den Zerstreuungen der Stadt, die heimatische Scholle verlassen haben. Als Proletariat wollten sie lieber unter einer genußschwangeren Atmosphäre dahinsiechen, als unter bescheidenen ländlichen Verhältnissen ein gesundes Dasein führen.

Aber daneben sind in der ländlichen Bevölkerung auch Kräfte lebendig, die als Vertreter einer spezifisch ländlichen Kultur betrachtet und begrüßt werden können; die nicht in der Angleichung an städtische Verhältnisse das Ziel ihres Ehrgeizes erblicken, sondern die stolz auf den Boden sind, aus dem die Pflanze ihres Lebens sprießt. Und diese Naturen müssen den Großstädtern gegenüber nicht nur als die glücklicheren, sondern auch als die kulturell fruchtbareren bezeichnet werden. Denn über ihrem Haupte wölbt sich noch der Dunstkreis von Besinnlichkeit, der für jedes wahre Zu-Ende-Denken, Einfühlen oder eigenes Gestalten so unbedingt nötig ist. Wenn z. B. vier Menschen, die örtlich auseinanderwohnen, sich dennoch regelmäßig zusammenfinden, um edle Kammermusik zu pflegen, so ist ihr kultureller Gewinn größer, als wenn sie eine musikalische Spitzenleistung der Großstadt auf sich wirken ließen. Denn der Zustand des lebendigen Nachgestaltens kann auch durch die besten Eindrücke von außen nicht ersetzt werden. Gerade die Oper, die eine solche Kammermusik verlangt und die von ihren Ausübenden gerne getragen werden, sind der Prüfstein dafür, daß die Kunstpflege innerstes Bedürfnis war. Wahre künstlerische Betätigung aber muß, wie jede kulturfördernde, einem inneren Bedürfnis entspringen.

Deister ist im Laufe der Jahrhunderte der Ruf erschollen, zur Natur zurückzukehren. Einer Anregung des Altertums folgend, griff die italienische Spät-Renaissance die Welt des Schäferlichen wieder auf, bevölkerte die Bühnen mit Hirten und Hirtinnen und legte ihnen ihre überempfindsamen Iyrischen Ergüsse in den Mund. Ueber ein Jahrhundert beherrschte diese Modeströmung Europa, die keineswegs einem wahren Naturbedürfnis entsprang, sondern nur eine Angelegenheit des Kostüms und der Sprache war. Wieviel ernster erklang im 18. Jahrhundert Rousseau's „Zurück zur Natur“. Aber auch dieses Wort erscholl nicht, um die Kultur zu retten, sondern um sie als verderblich zu verneinen, weil die wahre Güte des Menschen nur im Naturzustand unverfälscht sei. Nachdem dann, erschöpft von den Verfliegenheiten der ausgehenden Romantik, der Menscheng Geist von neuem das Bedürfnis empfand, mit beiden Füßen fest auf der Erde zu stehen, da entdeckte man das Ländliche aufs neue und hob seinen Reichtum in der Dorfgeschichte, überhaupt in der Heimatskunst. Man sagte sich, daß die Erkenntnis des Lebens im ganzen nur aus der Erkenntnis eines engeren Lebenskreises hervorgehen vermag, daß das Menschliche im Vaterländischen, das Vaterländische im Heimatlichen wurzle, daß der frische Erdgeruch der Heimatscholle durch nichts übertroffen werden könne. Die Literatur-Richtung dieser Art ist noch heute die lebenskräftigste und erfreulichste, ob-

wohl die Zahl der Heimatkünstler vielleicht gar zu sehr anwuchs und mitunter der Gedanke auftauchen mag, daß es bequemer ist, durch getreue Schilderung seiner Umgebung literarisch hervortreten, als durch führende Ideen.

Wenn wir heute den Ruf nach ländlicher Kultur wiederum erheben müssen, tun wir es in ganz andern Sinne. Nicht nach den Bildern, die das Land bietet, hungern wir mehr, sondern nach dem ruhigeren Rhythmus der Lebensabwicklung, da der Laumel-Rhythmus der Großstädte unserer Kultur den Atem zu rauben droht. Jedes Werk, das entweder neuen Erkenntnissen dienen oder Ausdruck eines persönlichen Erlebens sein soll, bedarf der Besinnlichkeit; ebenso aber auch derjenige, der ein solches Werk wahrhaft in sich aufnehmen will. Wo dieses Schaffen, dieses Aufnehmen nicht mehr möglich ist, wo an seine Stelle die Spekulation und die Sensation tritt, sind wir kulturell am Ende. Manche Kulturphilosophen sind ja tatsächlich der Meinung, daß dieser Entartungsprozeß der Menschheit sich bereits vollzogen habe. Ob dies zutrifft, wird davon abhängen, ob auf dem Gebiet der sittlichen, geistigen und künstlerischen Kultur das Land über die Stadt siegt; nicht örtlich zu verstehen, sondern in dem Sinne, daß der überhegte Lebens-Rhythmus auf ein der Kulturpflege

erträgliches Maß zurückgeschraubt wird. Bedeutende Kräfte sind ja zur Erreichung dieses Zieles schon am Werke, vor allem die Jugendbewegung. Sie strebt nicht nur rein äußerlich von der Stadt nach dem Land, sondern auch künstlerisch von der Refordleistung zur echten Empfindungs-Außerung, sittlich von der Heuchelei und hohlen Phrase zur Aufrichtigkeit.

Wenn Prof. Fritz Jöhde, der musikalische Führer der Jugendbewegung, in der letzten Zeit Rundfunk-Singstunden abhielt, so mag dies im höchsten Maße als symptomatisch gelten. Eine der fortgeschrittensten technischen Errungenschaften wird hier in den Dienst einer gesunden Rückwärtsbewegung gestellt. Und dies ist allein der Weg, der uns retten kann. Wir dürfen nie zu Sklaven unserer eigenen technischen Fortschritte werden, sondern müssen immer ihre Herren bleiben. Ja, man könnte es sich als Gipfel menschlicher Weisheit denken, die außerkulturellen Errungenschaften sogar zu verneinen und fallen zu lassen, wenn die Menschheit die Gewisheit gewonnen hätte, daß sie nur durch diese Preisgabe innerlich zu retten wäre. Was hätte es, wenn wir technisch das ganze Weltall eroberten, aber die Kulturgüter verlieren müßten, die uns allein zu harmonischen und im Zusammenspiel der Kräfte ausgeglichenen Menschen zu machen vermögen.

Karl Preisendanz / Martin Luther und die deutsche Bibel

Als sich Luther an das schwierige Werk einer neuen deutschen Bibelübersetzung machte, kam es ihm vor allem darauf an, eine sprachlich richtige, sinntreffende und dabei allgemein verständliche Verdeutschung des Urtextes zu schaffen. Zu Hilfsmitteln konnte er dabei mancherlei benutzen. Einmal, als Grundlage der ganzen Arbeit, den hebräischen Wortlaut des alten Testaments — es war die Biblia hebraica von Brescia 1494, die er vor sich hatte. Dann Johann Reuchlins „hebräische Rudimente“, die bahnbrechende hebräische Grammatik des Pforzheimer Humanisten (1506, Pforzheim). Daneben vernachlässigte Luther natürlich auch nicht die lateinische Vulgata der Bibel, die ihm in einem Exemplar des Wasser Drucks von 1509 (Froben) vorlag, und lateinisch-deutsche Wörterbücher, sie, um für Reuchlins lateinische Übersetzung hebräischer Worte oder für lateinische Ausdrücke der Vulgata den geeigneten deutschen Wert zu finden.

Es gab aber schon damals auch deutsche Bibelübersetzungen, Vorläuferinnen von Luthers Verdeutschung, die freilich nicht auf den hebräischen Urtext, sondern nur auf die vermittelnde lateinische Vulgata zurückgingen. Luther konnten da zur Verfügung stehen die Ausgaben aus den Druckereien von Mentelin-Strasbourg 1466, Eggstein-Strasbourg 1470, Jobocus Pflanzmann-Augsburg 1473, Günther Zainer-Augsburg 1475, 1477, Koberger-Nürnberg 1488.

Für die Beurteilung und Einschätzung des Originalwertes von Luthers Übersetzungswerk als einer schöpferischen Tat ist es nicht ohne Wichtigkeit, zu wissen und einwandfrei festzustellen: hat er eine der vorhandenen Übertragungen gekannt und benutzt, und wenn ja, welche, und wie weit oder wozu hat er sich an sie gewandt?

Diese oft erörterte Frage blieb bisher so unentschieden, daß Forscher wie G. Roethe sie bejahten, andere wie E. Hirsch (Luthers deutsche Bibel, 1928) sie völlig ablehnten. Sie kann tatsächlich nur mit einem reichlichen Aufwand von Sprach- und Schriftkunde mit Erfolg angegriffen und entschieden werden — es ist eine außerordentlich schwierige, minutiöse Beobachtung fordernde Arbeit, für die einzelnen deutschen Ausdrücke oder Wendungen Luthers immer herauszufinden, woher sie in jedem Falle stammen, ob aus seinem eigenen Sprachschatz, ob aus einem Wörterbuch, ob aus einer älteren Bibelübersetzung!

Seit einem Jahrzehnt hat D. A. Freitag von St. Trinitatis in Charlottenburg diesem Studium sich gewidmet, und auf dem unmittelbarsten Weg, dem hier einzig verlässlichen, hat er die strittige Frage tatsächlich zweifelsfrei entscheiden können. Seine höchst umständlichen vergleichenden Untersuchungen (Die Urschrift der Lutherbibel, Sitz. Ber. Berl. 1929) lassen sich indessen auf eine verhältnismäßig kurze, weiten Laien- und Leserkreisen einleuchtende Formel bringen.

Von Luthers eigenhändiger Niederschrift der Verdeutschung haben sich umfangreiche Stücke erhalten, die zu den verschiedensten Bibelteilen gehören, und an denen Luther in der langen Zeit von 1523 bis 1532 gearbeitet hat. Manches liegt in Reinschrift für den Drucker vor, der Hauptfache nach aber handelt es sich um die Urschrift, die Luther mit zahllosen Korrekturen, Streichungen und Zutaten dem Setzer zu übergeben gewagt hat!

Seine erste Niederschrift der Übertragung hat er mit schwarzer Tinte abgefaßt. Schon gleich beim Schreiben aber korrigiert er durch Streichen und Einschieben, oder läßt er Lücken offen für spätere bessere Gedanken; am Rand vermerkt er hebräische und deutsche Ausdrücke, oft nach Reuchlins Rudimenten. Oft tilgt er, unbefriedigt vom ersten Versuch, Worte, halbe Worte, Sätze, ganze Abschnitte und ersetzt sie durch Treffenderes.

Das mag dann eine Zeitlang gelegen haben, bis der Uebersetzer sich an die Revision des Ganzen machte und dabei meist mit roter Tinte seine weiteren, letzten Aenderungen eintrug. So entstand schließlich ein Manuskript, das kaum die Billigung des Setzers wecken konnte!

Aber an vielen Stellen dieser oft durchkorrigierten Druckvorlage läßt sich heute nach genauer, mit reichlicher Mühe verknüpften Untersuchung aufspüren, wie Luther zu bestimmten Ausdrücken kam. Und A. Freitag hat mit Hilfe einiger schlagender Fälle überzeugend nachgewiesen, daß sich der Reformator da und dort auch die Übersetzungen seiner Vorgänger unbedenklich zunutzen machte, wenn es sich darum handelte, eine möglichst bezeichnende Wendung für ein hebräisches Wort zu gewinnen. Luther versucht es mit Worten der mittelalterlichen deutschen Bibel, er übernimmt, er verwirft, tilgt wieder, hat er selbst das Bessere gefunden.

Aus allen Beobachtungen aber ergibt sich, daß Luther nur einen alten Druck zu Rat gezogen hat: die deutsche Bibelausgabe von Zainer, 1475 oder 1477. Diese Feststellung darf nun keineswegs dazu verleiten, Luthers Werk der neuen, für Jahrhunderte grundlegenden Verdeutschung der Bibel auch nur im geringsten in seinem Originalwert zu verkleinern oder anzutasten. Dem Leser und Vergleicher der Übersetzungen, der mittelalterlichen und der Lutherischen, wird es gleich von vornherein klar: Luthers sprachschöpferischer Geist hat irgend etwas Wesentliches einem Vorläufer nicht zu verdanken. Und Freitags Stoffsammlungen haben zudem ergeben, daß sich Luther auch nur bei wirklich schwierigen Texten die alte Übersetzung heranzuziehen entschloß — „er tat es da freilich sich mehr zur Last als zur Hilfe“.

In manchen biblischen Büchern fehlt die Benutzung des überlebenden Vorgängers überhaupt ganz. Aber wo sich Luther mit der Zainerischen Bibel befaßt, da erklärt Freitag sein Verhalten mit seinem Pflichtgefühl gegen den deutschen Ausdruck; das wies ihn ganz natürlich auch an die Leistung des älteren Bearbeiters: „sie half ihm bei dem umfangreichen Stoff und dem Drang der Zeit oft rascher vorwärtskommen, indem sie ihm Gerechtes bot und lange Wähl ersparte. Sie hat ihn freilich auch sehr oft nicht zu befriedigen vermocht. Das zeigen weite Strecken, auf denen ihre Spur sich so gut wie ganz verliert.“

Jedenfalls ist es nicht wertlos zu wissen: Luther hat sich bei seinem Bibelwerk nicht achtlos über die Bemühungen seiner Vorgänger weggesetzt, sondern er hat ihre nicht verächtlichen Leistungen zu verwerten gesucht, wo sie seine eigene Fähigkeit, einen passenden Ausdruck zu gewinnen, vielleicht zu überbieten schienen, und oft mögen sie ihm auch die endgültige Lösung einer schwierigen Stelle gezeigt haben.

H. F. / Tantalus

Komm her, du allertrefflichster Chirurg,
Der wie kein anderer weiß so gut zu schneiden.
Sind deine Messer scharf? Nun wohl, seh' an;
Dein blanker Stahl ist gut für alles Leiden.

Ein unstillbares Sehnen zehrt mein Mark,
Der Trank ist mir versagt, darnach ich schmachte;

Ein andrer bricht statt mir die goldne Frucht,
Die labende, die wunnig süße, reife,
Nach der verlangend ich so gierig greife,
Darnach ich lechze; ach, ich bin verflucht.
Nur du kannst mich erlösen, schneide sachte!

Neue Kath-Kaiser / Maria Kerhol. Novelle

Was hier berichtet wird, ist nur das Gerippe eines Schicksals; ein jeder mag es aus dem Vorrat seiner Erinnerungen, Beobachtungen, Erkenntnisse ausfüllen. Erlebnisse, wie das der Maria Kerhol sind nicht so selten, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte. Müssen wir nicht alle die Tragik der Schuld erleben? Stehen wir nicht alle unter dem furchtbaren, geheimnisvollen Fluch, zwischen Schuld und Sünde, wie zwischen zwei Dornenbäumen unsern Weg suchen zu müssen? Weichen wir der einen Gefahr aus, so rufen wir uns gewiß an den spitzen Dornen einer anderen blutig. Dienen wir der Wahrheit, so sündigen wir gegen die Liebe; um die Liebe nicht zu verletzen, müssen wir oft genug die Wahrheit beugen. Wer kann sagen, daß er unverfehrt durch den Zweifelpalt des Lebens ging?

Als Maria Kerhol einundzwanzig Jahre alt wurde, erhielt sie als Geburtstagsgeschenk von ihren Eltern die Erlaubnis, für mehrere Wochen eine Freundin zu besuchen. Freudestrahlend trat sie die kurze Reise an und ahnte nicht, daß sie ihrem Schicksal entgegenfuhr. Wie furchtbar ist die Wehrlosigkeit unserer Blindheit. Im Bekanntenkreis ihrer Freundin lernte Maria den Farmer Artur Dirst kennen. Sie fanden Gefallen aneinander, freuten sich auf jede Begegnung, aber als sie zum Bewußtsein eines heißen, tiefen Gefühls aufwachten, war es zugleich ein Erwachen zum Leid, zu der Erkenntnis der Unmöglichkeit eines Zusammenkommens. Maria Kerhol stammte aus einer streng katholischen Familie; sie wußte, daß sie nie die Einwilligung zu einer Heirat mit einem Protestanten erhalten würde, und ebenso unmöglich war es, daß dieser in betont protestantischer Stellung tätige Beamte eine Frau, die nicht seines Glaubens war, heimführen konnte. Nun war ja Maria Kerhol großjährig und nicht an die Einwilligung ihrer Eltern gebunden, selbst Verstoßung und Enterbung durften nicht unüberwindliche Hindernisse für eine rechte Liebe sein. Und so stark die Kindesliebe in Maria lebte, sie hätte dennoch dem väterlichen Zorn getrotzt, im heiligen Glauben an das Recht des eigenen Lebens. Aber da war die Mutter... eine einfache, streng und kindlich gläubige Frau, die ein schweres Leben tapfer ertragen hatte, weil sie alles Fröhliche nur vom Gesichtswinkel des Ewigen aus betrachtete. Nach ihrer unerlöschlichen Ueberzeugung war die ewige Seligkeit ihres Kindes verloren, wenn Maria eine Ehe außerhalb der Kirche schloß. Der Kummer um das verlorene Kind hätte der Mutter das Herz gebrochen. Das wußte Maria. Sie war vollkommen überzeugt, daß ihr nur die Entfugung blieb. Und trotzdem... trotzdem sie klar voraussah, was sie damit herauf beschwor, versuchte sie, die Einwilligung ihrer Eltern zu erbitten. Sie sagte sich: wenn ich es nicht tue, wird mich in alle Zukunft der Stachel quälen, daß es vielleicht doch einen Weg zum Glück gegeben hätte, daß ich aber zu feige war, ihn zu suchen. Und vielleicht zwang sie auch ein Fünkchen Hoffnung zu dem aussichtslosen Schritt, denn wir hoffen ja immer, auch gegen die Hoffnung.

Wie der klare Verstand des Mädchens vorausgesehen hatte, entfachte ihre Bitte nur eine Flut von Schmähungen, Vorwürfen, Vermahnungen von Seiten des Vaters; die Mutter weinte, rang die Hände, fragte Gott und alle Welt, womit sie wohl solchen Kummer verdient habe. Maria wurden alle Wohlthaten vorgezählt, die sie seit ihrer Geburt empfangen hatte, alle Gebote des Katechismus marschierten vor ihr auf, Himmel und Hölle mußten als Zeugen ihrer Undankbarkeit und Unvernunft antreten. Maria Kerhol stand hilflos unter dem gallenbitteren Sturzbad, betäubt, gebrochen. Und als der Vater kategorisch befahl: „Du wirst Dich fügen!“ und die Mutter weinend jammerte: „Du wirst Dich fügen, Kind, nicht wahr?“ da vermochte sie nur „Ja“ zu stammeln.

Dann rettete sie sich in die Zukunft ihres Zimmers und schrieb dem Liebsten den letzten Brief: „Du wirst mich verstehen. Alles Recht auf das eigene Leben, alles Recht zur Notwehr erlaubt mir nicht, meine Mutter zu töten. Und mein Ungehorsam in dieser Sache wäre ihr Tod.“

Nun hatte Maria Kerhol einen Jugendfreund, der sie schon lange liebte, aber nicht um sie zu werben wagte, da er sich in seiner großen Bescheidenheit für eine schwarze, melancholische Krähe hielt, der nicht zu dem bunten, lustigen Singvogel Maria passe. Zur Zeit als Maria durch ihr schweres Erlebnis ging, hielt ihn eine vorübergehende Versehen von der Heimatstadt fern, und als er wiederkehrte, fand er statt des schönen Singvogels ein stilles, müdes Geschöpf, das die erste Verzweiflung überwunden hatte, aber in seiner Lebensfreude für immer gebrochen schien. Das letztere empfand Franz Kall freilich nicht. Er meinte, Maria habe sich eben aus dem Uebersehman ihrer Jungmädchenjahre in die stillere Reise hinübergeliebt. Er schöpfte Hoffnung und warb nach einiger Zeit um die Freundin. Maria hatte diesen Entschluß reifen sehen und gab ihr Antwort, das aus mancherlei Erwägungen entsprossen war.

Seit sie vor Monaten den geschätzten Angriff auf die Vorurteile ihrer Eltern unternommen hatte, war eine dauernde Verstimmung zurückgeblieben. Marias Eltern waren zu kurzichtig und zu alt, um sich in das Erleben ihrer Tochter hineinzuversetzen zu können. Sie dachten nur an den Kummer, den das ungeratene Kind ihnen hatte aninun wollen. Der Verzicht Marias erschien ihnen selbstverständlich und nicht des Dankes wert, dagegen fühl-

ten sie sich beständig verärgert, weil die Tochter überhaupt an eine solche Verbindung zu denken gewagt hatte. Sie nahmen die Verzweiflung ihres Kindes wie eine gegen sie selbst gerichtete Beleidigung und trugen es ihr nach, daß die Einigkeit und Zufriedenheit der Familie gestört war. Und Maria wiederum hatte wohl den großen Verzicht als einmaligen heroischen Akt leisten können, aber es erging ihr, wie es Menschen, die nicht Heilige sind, in solchen Fällen immer ergeht; sie vergaß es den Eltern nicht, daß diese sie zu dem Verzicht gezwungen hatten. Ihr Herz füllte sich mit Bitterkeit, ihre Kindesliebe ertrug auf die Dauer die Belastung nicht. Sie fühlte sich verlassen, unverstanden, ungerecht behandelt. Sie sehnte sich fort von zuhause. Aber sie hatte nichts gelernt, das Selbständigkeit gegeben hätte. Als einziges Mädchen unter fünf Knaben war es ihr Los, Hausdokter zu sein.

Jetzt bot die Ehe mit dem Jugendfreund, den sie als gutem und tüchtigen Menschen, dem ein Mädchen sich in vollstem Vertrauen in die Hände geben konnte, schätze, Erlösung aus der unerquicklichen Gegenwart. Schließlich war die Ehe doch noch anderes als nur das Zusammenleben mit einem geliebten Manne, sie gab Selbständigkeit, einen freieren und inhaltreicheren Wirkungskreis. Und Maria konnte, wenn auch keine glückselige Gattin, so doch eine glückliche Mutter werden. Sie liebte die Kinder und sehnte sich nach der Mutterschaft als nach der geheimnisreichen Erfüllung des Daseins.

Es wurde eine glückliche Ehe. Franz Kall wußte ja von Anbeginn, daß Maria seine Neigung nicht mit gleicher Stärke und Leidenschaft erwidere. „Ich habe Dich sehr lieb,“ hatte sie gesagt und das genügte ihm. Er glaubte sie noch nicht zu bewußtem Weibstum erwacht und hoffte, an der Glut seines Gefühls würde sich auch ihr Wesen allmählich entzünden. Als dies nicht gelang, tröstete er sich mit dem Gedanken, Maria sei eben eine sanfte, kühle Natur. Auch seine Leidenschaft dämpfte sich mit der Zeit zu geruhiger Zärtlichkeit, die doch niemand die beglückende Geste des Werbens ganz verlor. Und Maria war dankbar für seine treue Güte, für die Liebe, die Wärme gab, für den sonnigen Frieden ihres Lebens. Sein zartes, behutames Wesen tat ihr wohl. Er war ein Mensch, dessen lautere, selbstlose Seele sich langsam aber umso reicher erschloß, je länger man mit ihm zusammenlebte. Aus Dankbarkeit, freundschaftlicher Zuneigung u. hoher Wertschätzung erwuchs in Marias Herzen allmählich eine starke und tiefe Liebe, die nicht flammte, aber stetig wärmte, nicht beranste, aber still beglückte. Und dann war ja Maria auch die Mutter dreier schöner, gesunder Kinder, in die der Vater einen Teil seiner kristallinen Seele niedergelegt hatte.

Die Ehe der beiden ging ins zehnte Jahr, als Franz Kall verstorben wurde. Und in ihrem neuen Bekanntenkreis traf Maria den Geliebten ihrer Jugend.

Sie sahen sich an und in beiden flammte die Liebe wieder auf. Maria stand um diese Zeit in der Reife und dem vollen Glanz ihrer Schönheit, von der Ahnung der Wende, wie von launster Schwerkut überschattet, der Jugendgeliebte hatte sich in den elf Jahren seit ihrem Auseinandergehen kaum verändert, die Züge ein wenig verschärft, wodurch ihre anziehende Geistigkeit nur erhöht wurde, die Schläfen verfilbert mit einem Schein von gehaltener Würde.

Maria war verständig genug, um zu wissen, welchen Wirbeln sie sich auslieferte, wenn sie das gefährvolle Gefühl hochkommen ließ. Ihre verantwortungsbewußte Natur verschloß auch die Augen vor der drohenden Pflichtverletzung gegen den Gatten nicht. Aber da lönten doch auch andere Stimmen, die fragten: „Ist denn die Ehe gleichbedeutend mit Sklaverei und einem vollständigen Aufgeben seiner selbst? Nie und nimmer kann ich verpflichtet sein, um der Rechte meiner Familie willen, mein ureigenes Wesen zu töten. Ihre Rechte sollen gewahrt bleiben, aber ich will auch mein Leben leben. Liebe, wahre, heiße Liebe ist immer und in jedem Fall ein Gottesgeschenk, das auszuschlagen... auch... Sünde wäre.“

„Ich will ja nichts. Nur lieben. Einmal auch das Glück kosten und glücklich machen.“

Aber das Herz heischt mehr und mehr, und das Blut brennt. Und irgendwo lauert immer ein Verräter.

Eines Tages fand Franz Kall auf dem Schreibtisch seines Büros einen Brief. Als er ihn öffnete, stachen ihm die Schriftzüge seiner Frau entgegen. Er las: „Du!“ Und dann folgte ein so leidenschaftlicher Erguß des Herzens, ein so flammender Schrei des Glücks, der Sehnsucht, des Schmerzes, wie er ihn bei seiner stillen Frau nie für möglich gehalten hätte. Da war Glut, Leidenschaft, Verlangen, alles, was er sich einst ersehnt hatte... aber es galt einem andern. Auch seiner war in dem Brief gedacht, mit Worten höchster Anerkennung, ja Verehrung. Sein Gefühl antwortete nur mit tiefer Bitterkeit darauf.

Franz Kall sah vor seinen Schreibtisch und suchte Ordnung in das Chaos seiner Empfindungen zu bringen. Das war doch eine Unmöglichkeit, eine absolute Unmöglichkeit, daß Maria diesen Brief geschrieben haben könnte. Seine Maria! Es mußte ein Scherz sein, eine Mystifikation! Aber...

Der arme Mensch riß in heftigem Nachdenken die Vergangenheit empor, ließ Tag um Tag an seinem Geist vorüberziehen,

Nein, nein, nichts deutete auf die Möglichkeit dieses Ungeheuren. Schließlich raffte er sich auf und ging nach Hause. Er gab seiner Frau den Brief und sagte: „Dies wurde mir zugeschickt. Hast Du es geschrieben?“

Sie sah auf das Schreiben und wurde weiß bis in die Lippen. Ein Blick auf das Datum, das fast einen Monat zurücklag, brachte ihr den Inhalt des Briefes sofort wieder in Erinnerung. Aber als sie die Augen zu ihrem Mann erhob, lag sein angstvoller Blick nichts von Schuldbewußtsein, Furcht oder Reue darin, nur ein unendliches Mitleid.

„Ja, der Brief ist von mir,“ sagte Maria. „Es ist furchtbar, daß Du nun auch mit dieser Sache belastet wirst, ich hoffte, sie allein mit mir selbst abmachen zu können.“

Er starrte sie an, als rede sie plötzlich irr. „Mit Dir allein? Das ist doch wohl eine Sache zu Zweien, nicht? Und ich? Und wie kommt das alles . . . wie kannst . . . erkläre mir . . .“

Einen Augenblick war es ihm, als müßte er sich auf seine Frau stützen, aber das war sofort vorüber, dann kam ihm der Schmerz bis in die Kehle hoch und würgte ihm die Worte ab.

„Das will ich ja, in Wahrheit und Klarheit,“ sagte Maria und begann zu erzählen, schlicht und ehrlich, erfüllt von ihrem großen Vertrauen zu dem Gatten. „Ich will mich nicht als Unschuldslämmchen hinstellen,“ sagte sie zuletzt, „das jammert und beteuert: ich kann nichts dafür! Ich bin alt genug, um zu wissen, daß man ein so gefährliches Feuer löschen muß, solange es noch ganz klein ist. Ich gestehe, ich wollte es nicht löschen. Ich hielt mich für stark genug, es zu beherrschen und von der Welt meiner Ehe fern zu halten. Ich wollte mich an seiner Blut und seinem Glanz erfreuen, bis es von selbst in sich zusammenfiel. Sage mir ehrlich, Franz, hast Du in den vergangenen Monaten über mich zu klagen gehabt?“

Er raffte seine Gedanken zusammen. Dann sagte er ernst: „Im Gegenteil. Du bist wärmer, sanfter, aufmerksamer gewesen als je, ich . . .“ aber da schwieg er jäh. Sollte er sich selbst die Demütigung antun, ihr zu gestehen, welche Hoffnungen in diesen letzten Monaten wieder in seinem Herzen zu keimen begonnen hatten? „Ich Narr!“ dachte er und spürte, wie die Dual der Verzweiflung ihm das Herz umkrampfte . . .“ Gewissensbisse sind es gewesen, die sie so weich und süß gemacht haben.“

Nun sagte Maria und der Zorn riß ihr die Worte scharf und heftig von den Lippen: „Ohne diesen feigen Schurken und Dieb, der den Brief stahl und Dir schickte, hättest Du nie etwas geahnt, wärest in Deinem Glück und Frieden nicht gestört worden. Ich hätte mich ja wieder zurückgefunden. Ich wollte doch nur auch einmal leben, einmal den Raufch kosten und den Ueberchwang.“

„Und nun?“ fragte Franz kalt. „Was willst Du jetzt? Willst Du fort von mir?“

Sie stand, groß und schlank an der Wand. Jetzt griff sie mit beiden Händen hinter sich, als müßte sie sich halten. „Nein,“ schrie sie auf, heftig fast zornig, aber Franz fühlte mit der Heftigkeit seiner Schmerzen, daß sich unter der Wildheit und Hast dieses Ausrufs die Angst vor sich selbst verbarg, „ich will nicht von Dir weg. Ich bin doch mit Dir und den Kinder unlösbar verbunden. Verstehe mich doch, Du Lieber, versteh mich doch! Ich liebe Dich doch! Ich liebe Dich inniger und bewußter als je . . . aber ich liebe auch den andern.“

„Stehst Du, Du nanntest mich manchmal einen kalten Fisch. Ich bin es nicht. Aber den Bedarf für meine Sinne hat nur Jener gefunden. Ist das so schlimm? . . . Ich wollte auch einmal den Raufch des Blutes kennen, ehe ich alt werde. Man wird schwer, man wird langsam und nüchtern . . . das kommt von selbst. Das Feuer wird ausbrennen, das Blut sich beruhigen. Und mit Herz und Seele bin ich immer Dein gewesen.“

Er sah am Fenster, ihr halb den Rücken zudrehend. Er gab keine Antwort.

Sie fing noch einmal an. „Wenn Du mich kennst, mußt Du wissen, daß Treue der Grundzug meines Wesens ist, so lächerlich diese Behauptung jetzt in diesem Zusammenhang auch klingen mag . . . nicht die Treue, die sich in Enge und Kleinlichkeit an das Eine bindet, sondern die Treue, die in die Tiefe geht, die, was sie einmal mit Glauben und Vertrauen umschlossen hat, festhält für ewig. Ich bin Dein, aber ein Teil meines Wesens gehört auch jenem. Ich gab es ihm, ehe ich Pflichten gegen Dich hatte.“

Er schwieg.

Da kam sie näher. Wollte die Hand auf seine Schulter legen und wagte es nicht. Stand mit hängenden Armen hinter ihm und weinte sehr. „Bist Du mir sehr böse?“

Er drehte sich leicht um und sah in ihr tränenüberströmtes Gesicht. Wildes Mitleid schüttelte ihn, Mitleid mit ihr, Mitleid mit sich selbst. Böse war er ihr nicht, dazu wußte er zu gut, wußte er, wie armelige Wundfädenlein wir Menschen in der Hand des Schicksals sind. Nein, böse war er nicht. Nur gänzlich trost- und hoffnungslos. „Und Du glaubst, daß wir nun so weiter leben sollen, als sei nichts geschehen?“

„Ja,“ sagte sie, stöhnte und seufzte zugleich erleichtert auf. „Und wenn ich Dich freigebe?“

Sie schwankte ein wenig und schloß die Augen. Dann sagte sie fest. „Ich will nicht.“ Und aufweinend versprach sie: „Ich will noch heute den Abschiedsbrief an Artur schreiben.“

Plötzlich lag sie vor ihm, den Kopf auf seinen Knien. „Du bist immer mein bester Freund gewesen. Du hast mich stets besser verstanden als die Eltern, die Brüder. Sei doch gut! Hilf mir. Wir wollen dies Leid gemeinsam tragen, dann werden wir es überwinden, es wird uns enger binden, statt uns zu trennen.“

„Sicherlich,“ sagte er mutlos. „Ich begreife Dich und bin Dir nicht böse. Es wird schon recht werden. Aber jetzt will ich mich ein wenig hinlegen.“ Er stand auf, strich ihr tröstend über die Stirne, aber in seinem Herzen war nur ein Gedanke lebendig, daß diese Frau, die er für kühl gehalten hatte, einen solchen Liebesbrief schreiben konnte . . . einem andern.

*

Novemberschwermut lag jetzt über dieser Ehe. Beide saßen sich mit zarten, schönen Händen an, taten sich Viebes, wo sie konnten. Aber Artur sah in Marias Bemühen nur die Folgen ihrer Gewissensbisse. Er vermochte nichts anderes zu denken, als daß sie sich nach einem anderen Manne sehne. Es kam ihm jetzt vor, als müßte er sich des Glückes der zehn Ehejahre schämen. Nachträglich fielen ihm besonders aus den letzten Monaten allerlei Beobachtungen auf. Maria war doch manchmal seltsam müde und reizbar gewesen. Und einmal in einer Liebesstunde war sie in krampfhaftes Weinen ausgebrochen. Sie hatte sich zwar sofort wieder gefaßt und ihr Verhalten mit Nervosität entschuldigt. Damit hatte er sich zufrieden gegeben. Jetzt sah er dies alles in einem anderen Licht.

In einer Nacht, als sie, wie jetzt so oft, schlaflos nebeneinander lagen, schluchzte sie ihrem Mann ins Ohr: „Hast doch Geduld mit mir, ich bin ja schon auf dem Weg zu Dir zurück.“

Er fuhr ihr sanft über das reiche, dunkle Haar. „Ja, ja, Maria. Ich bin Dir gewiß nicht böse. Ich will ja nur Dein Glück.“

„Dann sei doch nicht so traurig,“ bat sie, „wie kann ich denn sonst glücklich sein?“

„Ich will mir Mühe geben,“ sagte er und war froh, daß das Dunkel seine Bänge deckte. Er glaubte ihr nicht. Er kannte seine Frau doch nicht so ganz, nicht so, wie sie ihn in seiner kristallinen Herzensvollkommenheit. Sie war wie ein verwöhntes Kind, das alles haben wollte, als sie aber merkte, daß sie wählen mußte, wußte sie sofort und bestimmt, daß sie gegen alles Begehren ihrer Leidenschaft nur den einen wählen konnte, ihren Gatten. Er aber zerbrach sein Leben und das ihre durch allzugroße Selbstlosigkeit. Er verirrte sich immer tiefer in den Gedanken, daß er sich selbst aus dem Wege räumen müsse und zwar in einer Weise, die seine Frau nicht im geringsten belasten konnte. Endlich glaubte er das Rechte gefunden zu haben. Es war ein heißer Sommer. Franz Kall besuchte so oft als möglich das Strandbad. Eines Tages erkrankte er. Es wurde Herzschlag festgestellt und niemand argwöhnte anderes. Nur Maria . . . wußte nicht . . . aber ahnte. Und als sie unter den Papieren des Toten einen Zettel fand, der die Worte trug: „Werde glücklich!“ da wußte sie auch, obgleich das Datum auf dem kleinen Papierbogen um Wochen zurücklag.

Artur Hirz wollte ihr den furchtbaren Verdacht ansprechen, und als sie ihm den Zettel wies, sprach er von dem „Vermächtnis“, dem „letzten Willen“ des Toten, den zu erfüllen sie nun verpflichtet wären. Aber Maria lachte ihm hasserfüllt ins Gesicht. „Glücklich mit Dir? Ich habe immer nur ihn geliebt und liebe nur ihn.“

Heinz Zweifel = Brown / Die Herbstzeitlose

Du blühest nicht in der Blumenzeit,
Herbstzeitlose,
dein blaßes Vlakleid
friert im bereiften Moos.

Früh kommt die Nacht,
die Lichter flackern in den Gassen,
ein Wind stand auf; eh du's gedacht,
bist du allein gelassen.

Die Winde wehen aus dem Ungewissen,
wie leicht verliert sich Ziel und Maß;
verwaiste Herzen werden eingerissen,
und gläsern steht das Gras.